

The background of the book cover features a close-up photograph of several tulips. On the left and right sides, there are large, vibrant orange-red tulips. In the center, there are several white tulips with yellow centers. A dark brown butterfly with orange and white markings on its wings is perched on one of the green stems in the lower half of the image. The overall lighting is dramatic, with strong highlights and deep shadows.

LISA JUNGER

DEIN
GELIEBTER
FEIND

thriller

Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin:

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

PROLOG

ERSTER TEIL

ANGEKNACKST

EINS

ZWEI

DREI

VIER

FÜNF

SECHS

SIEBEN

ACHT

NEUN

ZEHN

ELF

ZWÖLF

DREIZEHN

VIERZEHN

FÜNFZEHN

SECHZEHN

SIEBZEHN

ACHTZEHN
NEUNZEHN
ZWANZIG
EINUNDZWANZIG
ZWEIUNDZWANZIG
DREIUNDZWANZIG
VIERUNDZWANZIG
FÜNFUNDZWANZIG
SECHSUNDZWANZIG
SIEBENUNDZWANZIG
ACHTUNDZWANZIG
NEUNUNDZWANZIG
DREISSIG
ZWEITER TEIL
 ZWEIMAL GESTORBEN
EINUNDDREISSIG
ZWEIUNDDREISSIG
DREIUNDDREISSIG
VIERUNDDREISSIG
FÜNFUNDDREISSIG
SECHSUNDDREISSIG
SIEBENUNDDREISSIG
ACHTUNDDREISSIG
NEUNUNDDREISSIG
VIERZIG
EINUNDVIERZIG
ZWEIUNDVIERZIG
DREIUNDVIERZIG
VIERUNDVIERZIG
FÜNFUNDVIERZIG
EPILOG
ANMERKUNG DER AUTORIN
DANK

Weitere Titel der Autorin:

Die treue Freundin

Die folgsame Tochter

Für immer sollst du schweigen

Hüte dich vor deinem Nächsten

Über dieses Buch

Annies Leben scheint perfekt: Sie lebt mit ihrem liebevollen Ehemann und ihrer Tochter in einem idyllischen Haus am Strand. Doch der schöne Schein trügt. Nicht einmal ihr Name ist echt. Vor Jahren floh sie vor ihrem Stiefbruder Marlow, einem Serienkiller. Annie erinnert sich nur noch bruchstückhaft an die Zeit unter seiner Kontrolle. Marlow ist seit vielen Jahren tot, doch die Vergangenheit verfolgt sie noch immer. Als sie rätselhafte Nachrichten erhält, wird ihr klar: Sie und ihre Tochter schweben in tödlicher Gefahr ...

Der Roman erschien erstmals 2009 unter dem Titel »Denn du bist mein« beim Wilhelm Goldmann Verlag, München

Über die Autorin

Lisa Unger ist eine amerikanische Thrillerautorin, deren Romane es in ihrem Heimatland regelmäßig auf die Bestsellerliste schaffen und vielfach begeistert besprochen werden. Auch international kann die Autorin mit ihren Thrillern große Erfolge verzeichnen, ihre Bücher erscheinen in 26 Sprachen, werden millionenfach gelesen und wurden bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Lisa Unger lebt mit ihrer Familie an der Westküste Floridas.

Lisa Unger

Dein geliebter Feind

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Eva Bonné



Digitale Neuauflage
»be« – Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2008 by Lisa Unger
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Black Out«
Originalverlag: Shaye Areheart Books

Die Rechte an der Nutzung der deutschen Übersetzungen von Eva Bonné
liegen beim Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Penguin Random
House Verlagsgruppe GmbH

This translation published by arrangement with Crown,
an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC
Für die deutschsprachige Erstausgabe:
Copyright © der deutschen Übersetzung 2009 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München
Titel der deutschsprachigen Erstausgabe: »Denn du bist mein«

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Irmgard Perkounigg
Covergestaltung: Manuela Städele-Monverde
unter Verwendung von Motiven © Magdalena Wasiczek / Trevillion Images
eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpar

ISBN 978-3-7517-1633-8

be-ebooks.de
lesejury.de

Für
Ocean Rae, Sophie, Lucy, Matilda, Zoé und Josie,
für meine Tochter und die Töchter von Frauen,
die ich liebe und bewundere ...

Wir wollen unsere Töchter lieben, ihre Seelen beschützen
und sie ihre eigene Kraft und Stärke entdecken lassen,
damit sie so heiter und schön bleiben
wie am Tag ihrer Geburt.

PROLOG

Heute ist etwas Interessantes passiert. Ich bin gestorben. *Wie schrecklich*, werden Sie jetzt sagen. *Wie tragisch*. *Sie war so jung und hatte noch alles vor sich*. In der Zeitung wird ein Artikel über mich erscheinen, die junge Frau, die zu hell strahlte und zu schnell verglühte. Ich werde im kleinen Kreis beigesetzt werden – ein paar weinende Freunde, einige schniefende Nachbarn und Bekannte. Was für ein Theater sie um meinen armen Ehemann Gray machen werden! Sie werden ihm versprechen, immer für unsere Tochter da zu sein, die jetzt ohne mich aufwachsen muss. *Wie traurig*, werden sie sagen. *Was hat sie sich bloß dabei gedacht?*

Aber nach einer Weile wird die Trauer sich legen, alle werden in ihr normales Leben zurückkehren, und ich wurde zu einer Erinnerung verblassen – eine Erinnerung, die sie hin und wieder traurig stimmen wird und daran denken lässt, wie schnell es zu Ende gehen kann. Aber gleichzeitig werden sie lächeln. Denn wir hatten auch gute Zeiten. So viele schöne Abende, an denen wir zu viel getrunken, herzlich gelacht und riesige Steaks gegrillt haben.

Ich werde sie ebenfalls vermissen und in guter Erinnerung behalten. Aber auf andere Weise; denn mein Leben in ihrer Mitte war ein Täuschungsmanöver, eine sorgfältig konstruierte Lüge. Und obwohl ich einige von ihnen gut kennen und lieben lernte, hat mich keiner von

ihnen wirklich gekannt. Sie wussten über mich nur, was ich freiwillig offenbarte, und selbst das war zum Teil erfunden. Ich werde mich so an sie erinnern, wie man sich an einen Lieblingsfilm erinnert; mir werden schöne Momente und einzelne Sätze in den Sinn kommen. Aber letztendlich werde ich einsehen müssen, dass meine Zeit mit ihnen eine Fiktion war, so vergänglich und unwirklich wie eine Geschichte aus einem Buch.

Jetzt stehe ich am Bug eines Containerschiffs. Mit einer für seine Größe beachtlichen Geschwindigkeit zerteilt der Frachter die Nacht und frisst sich durch die hohen Wellen, während die Gischt zischend in die Höhe spritzt. Das Wasser ringsum ist schwarz. Mein Gesicht ist nass vom Sprühnebel und so windgepeitscht, dass ich meine Haut kaum noch spüre. Dabei hatte ich noch eine Woche zuvor eine solche Angst vor dem Wasser, dass ich es nicht einmal gewagt hätte, mich an eine Poolkante zu setzen und die Beine hineinzuhängen. Weil ich aber plötzlich so viele Dinge zu fürchten habe, sah ich mich gezwungen, diese Angst abzulegen.

Der Mann am Ruder hat mir schon zweimal mit fuchtelnden Armen signalisiert, ich solle hereinkommen. Ich hebe die Hand, um zu signalisieren, dass es mir gutgeht. Hier draußen zu stehen tut weh, aber der Schmerz ist genau das, was ich jetzt brauche. Außerdem bin ich nirgendwo weiter von meinem alten Leben entfernt als hier auf dem Schiffsbug. Ich brauche noch mehr Abstand, bevor ich irgendwann unter Deck gehen und vielleicht sogar einschlafen kann.

Ich spüre den heißen Atem meines Verfolgers im Nacken. Für ihn werde ich niemals zu einer Erinnerung verblassen. Ich werde immer sein Ziel sein, das Objekt der Begierde, das sich stets neu entzieht. Und wenn es nach mir geht, wird sich daran nichts ändern. Aber ich kenne seine Gier, seine Geduld, seine Hartnäckigkeit. Sein Herz schlägt einmal, während meins zehnmal pocht. Und ich bin

so müde. Ich stehe in der Eiseskälte und frage mich, ob die Jagd heute Nacht enden und wer von uns beiden am Ende tot sein wird, wirklich tot.

Ich stehe am Bug und klammere mich an der Reling fest. Ich sage mir, dass der Tod das Hintertürchen ist, durch das ich jederzeit entkommen kann. Ich bräuchte mich lediglich vorzubeugen und über die Reling fallen zu lassen, um in der Dunkelheit zu verschwinden. Aber ich werde es nicht tun, nicht heute Nacht. Wie sehr wir doch am Leben hängen! Selbst die Bemitleidenswertesten unter uns, die kaum noch Grund zur Hoffnung haben – auch sie halten durch. Dennoch finde ich den Gedanken tröstlich, dass der Tod eine jederzeit mögliche Lösung wäre.

Schließlich werden mir Wind und Kälte zu viel. Ich drehe mich um und mache mich auf den Weg zurück in meine winzige Kabine, als ich es entdecke: das runde, weiße Auge eines Scheinwerfers, der hinter uns aus dem Nichts auftaucht, darunter kleine, rot-grüne Navigationslichter. Das Schiff ist noch zu weit entfernt, als dass ich die Maschinen hören könnte. Ich sehe nur einen weißen Lichtpunkt durch die Dunkelheit hüpfen. Ich will dem Kapitän ein Zeichen geben, aber er steht nicht mehr am Ruder. Ich überlege hinaufzusteigen und ihn zu warnen, aber es wäre zwecklos. Ich zögere kurz und beschließe, dass es das Beste für mich wäre, mir ein Versteck zu suchen. Wenn er mich tatsächlich aufgespürt hat, kann mir keiner mehr helfen. Ich stelle fest, dass ich kein bisschen überrascht bin. Dass er mich gefunden hat, wundert mich nicht. Ich habe nichts anderes erwartet.

In meiner Brust spüre ich das vertraute Klopfen, während ich über die endlose Wasserfläche starre und wieder die dunkle Verlockung spüre. Es wäre ein Akt des Trotzes, ihm das Einzige zu nehmen, das er jemals gewollt hat, und der ultimative Beweis dafür, dass mein Leben mir gehört und nicht ihm. Aber ein kleines, rundes, von wirren, goldenen Löckchen eingerahmtes Gesicht mit

dunkelbraunen Augen und einem winzigen Schmollmund hält mich an Deck. Sie weiß nicht, dass ihre Mommy heute gestorben ist. Hoffentlich trauert sie nicht um mich, hoffentlich wächst sie nach meinem frühzeitigen Ableben nicht zu einem kaputten, gebrochenen Menschen heran. Deswegen muss ich am Leben bleiben. Damit ich eines Tages, hoffentlich eher früher als später, zurückkehren und ihr die Herkunft ihres Namens erklären kann; damit ich sie in die Arme schließen und die Mutter sein kann, die ich ihr immer sein wollte.

Aber zuerst muss ich kämpfen und gewinnen. Ich weiß nicht, wie viel Kraft mir geblieben ist, aber ich werde kämpfen. Nicht für die zerbrochene, ausgebrannte Frau, zu der ich geworden bin, sondern für meine Tochter. Für Victory.

ERSTER TEIL

ANGEKNACKST

*Die reizende Ophelia! –
Nymphe, schließ In dein Gebet all meine Sünden ein!*
William Shakespeare, Hamlet

EINS

Als meine Mutter mich Ophelia nannte, fand sie das hochliterarisch. Sie wusste nicht, dass sie eine tragische Wahl getroffen hatte. Andererseits wusste sie wohl genauso wenig, was eine Tragödie ist, so wie Menschen aus besonders wohlhabenden Verhältnissen nicht realisieren, wie reich sie eigentlich sind; sie kennen es nicht anders. Meine Mutter fand den Namen schön, sie war der Meinung, er klinge wie ein Blumenname. Sie wusste, dass er zu einer berühmten Geschichte gehört (aber sie hätte nicht sagen können, ob es sich dabei um einen Roman oder ein Theaterstück handelte). Wahrscheinlich sollte ich mich glücklich schätzen, immerhin waren ihre anderen beiden Favoriten »Lolita« und »Gypsy Rose«. Ophelia hatte wenigstens einen Hauch von Würde.

Das geht mir durch den Kopf, während ich den Einkaufswagen durch die Gemüseabteilung des Supermarkts schiebe, vorbei an leuchtend grünen Äpfeln und knackigen Salatherzen, an riesigen, glänzenden Orangen und prallen, roten Paprikaschoten. Der mir allzu bekannte Mann vor der Fleischtheke winkt und schenkt mir ein Lächeln, das vermutlich gewinnend wirken soll, mir aber eine Gänsehaut über den Rücken jagt. Er wird so etwas wie »Hallo, Schätzchen« oder »Hallo, Kleine« sagen, und ich werde mich fragen, womit ich seine Aufmerksamkeit verdiene. Ich bin nämlich alles andere als ein offener oder warmherziger Mensch; ich kann es mir

nicht leisten, zu freundlich zu den Leuten zu sein. Natürlich kann ich es mir genauso wenig leisten, zu *unfreundlich* zu sein. Ich kontrolliere mein Spiegelbild im Metallrahmen der Fleischtheke und vergewissere mich, dass ich unnahbar aussehe, ohne merkwürdig zu wirken. Mein Spiegelbild wird von den unzähligen Dellen und Kratzern im Metall verzerrt.

»Hallo, junge Dame«, sagt er, macht eine gezierte Geste und deutet eine Verbeugung an.

Ich lächle kühl, es ist kaum mehr als ein Hochziehen der Mundwinkel. Er tritt mit theatralischem Schwung beiseite, um mich vorbeizulassen.

Ich bin zu der Sorte Frau geworden, von der meine Mutter sich hätte einschüchtern lassen. An den meisten Tagen binde ich mein blondes, vom Waschen noch feuchtes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen; ich mag schlichte Eleganz. Ich trage einfache, legere Kleidung – umgekrempelte Khakihose und weiße Oversizedbluse unter einer dunkelblauen Barbourjacke. Nichts Besonderes, außer dass meine Schuhe und meine Handtasche mehr kosten, als meine Mutter früher in zwei Monaten verdient hat. So etwas wäre ihr aufgefallen. Sie hätte mit schlechtem Benehmen reagiert, wäre pampig und gemein geworden. Das lässt mich kalt. Es ist eine Tatsache, schlicht und einfach, wie Tatsachen nun einmal sind. Na ja, die meisten jedenfalls. Dennoch erkenne ich meine Mutter in meinem Spiegelbild wieder – die helle Pfirsichhaut, die hohen Wangenknochen, die dunkelbraunen Augen. Und im Gesicht meiner Tochter sehe ich sie ebenfalls.

»Annie? *Hal-lo?*«

Ich stehe wieder in der Gemüseabteilung, ehrlich gesagt weiß ich nicht, was mich hierher zurückgebracht hat. In der Hand halte ich eine glatte, reife Nektarine. Ich muss sie angestarrt haben wie eine Kristallkugel, die mir meine Zukunft verrät. Ich hebe den Kopf und sehe meine Nachbarin Ella Singer, die mich ebenso amüsiert wie

besorgt beobachtet. Ich weiß nicht, wie lange ich die Nektarine angestarrt habe, oder seit wann Ella versucht, auf sich aufmerksam zu machen. Wir sind mehr als Nachbarinnen, wir sind befreundet. Alle hier nennen mich Annie, sogar Gray, der es eigentlich besser wissen müsste.

»Jemand zu Hause?«, fragt Ella.

»Entschuldige«, sage ich mit einem kurzen Kopfschütteln, »ich habe wohl geträumt.«

»Alles in Ordnung?«

»Ja. Doch, wirklich.«

Ella nickt und greift ebenfalls zu den Nektarinen. »Wo ist Vicky?«

Alle Nachbarinnen, alle Lehrer und auch die Mütter ihrer Freundinnen nennen meine Tochter »Vicky«. Ich korrigiere sie nicht, aber innerlich zucke ich jedes Mal zusammen. Sie heißt nicht Vicky. Ich habe sie Victory genannt, weil der Name mir etwas bedeutet, und ich hoffe, dass er ihr irgendwann auch etwas bedeuten wird. Es stimmt, der Name ist mir in einem Anfall von übersteigertem Selbstbewusstsein eingefallen. Aber Gray verstand auf Anhieb und gab seine Zustimmung. An jenem Tag haben wir uns beide sehr selbstbewusst gefühlt. Ich zehre bis heute von dem Gefühl. Obwohl es mir in letzter Zeit und unerklärlicherweise immer öfter abhandenkommt.

»Sie ist bei Grays Stiefmutter. Schwimmkurs mit Oma«, sage ich und lasse die Frucht in den durchsichtigen Plastikbeutel fallen. Die Nektarinen duften süß und frisch. Sie sind fast überreif und kurz vorm Platzen. Eine alte Frau mit einer Gehhilfe aus Aluminium schiebt sich direkt hinter uns schwerfällig vorbei. Aus den unsichtbaren Lautsprechern dudelt eine blechern verzerrte, weichgespülte Version von »Don't Stand So Close to Me« von The Police.

»Wie nett«, sagt Ella nickend. »Hast du Zeit für einen Cappuccino?«

Ich werfe einen Blick auf meine Uhr, wie um nachzusehen, ob in meinem übervollen Terminkalender noch Platz ist. Dabei wissen wir beide, dass ich nichts zu tun habe und Victory erst in Stunden zurückkommen wird – nach dem Schwimmen, bevor es zum Mittagessen und anschließend nach draußen geht, wo die Nachbarskinder auf sie warten. Die meisten von ihnen sind ältere Jungs, die Victory herumkommandiert wie eine Königin. Sie lieben sie dafür.

»Klar«, sage ich. Ella lächelt.

»Toll, dann sehen wir uns drüben, wenn du fertig bist.« Mit ›drüben‹ meint sie das kleine Café am Strand, wo wir uns immer treffen.

»Bis gleich.«

Sie schiebt ab. Ich mag Ella sehr gern. Sie ist immer so unkompliziert, offen und warmherzig, vertrauensselig und stets gut gelaunt; in ihrer Gegenwart fühle ich mich fast wie eine eiskalte Zicke. Ich winke ihr lächelnd nach. Mein Herz klopft. Wahrscheinlich habe ich schon zu viel Koffein intus, und mein Herz protestiert beim Gedanken an noch mehr. Vielleicht werde ich einfach einen Kamillentee bestellen.

Auf dem Weg zur Kasse fällt mir ein mürrischer Teenager auf, ein junges Mädchen, das neben seiner Mutter an der Feinkosttheke steht. Das Mädchen ist so dünn, dass seine Beckenknochen sich durch die Jeans zu bohren scheinen. Auf seinen Lippen funkelt rosafarbenes Gloss. Es hält sich ein Handy ans Ohr und kaut am rechten Daumennagel.

»Taylor, lass das«, sagt die Mutter und zieht an der Hand des Mädchens. Die beiden starren einander an wie rivalisierende Gangmitglieder. Ich frage mich, ob Victory und ich diese Phase, die Wirren der Adoleszenz, auch durchmachen werden. Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich lebe in beständiger Angst, den Luxus der

Auseinandersetzungen mit meiner halbwüchsigen Tochter nicht mehr erleben zu dürfen.

Ich gehe auf den Parkplatz und lade meine Lebensmittel in den Kofferraum. Ich sehe Ellas Auto davonfahren; sie hält die gespreizten Finger in die Höhe, um mir zu sagen: fünf Minuten! Sie wird nach Hause fahren und die Lebensmittel auspacken, bevor wir uns zum Kaffee treffen, und ich werde es genauso machen, schließlich wohnen wir nur wenige Minuten von hier entfernt. Dann brauchen wir keine Angst zu haben, das Hühnchen könnte schlecht werden oder das Eis schmelzen. Vorstadtsorgen, die ich mir gern mache, weil sie so simpel und relativ überschaubar sind. Aber als ich den Kofferraum zuschlage, kann ich es fühlen.

Es ist, als wäre die Sonne hinter einer dicken Wolkendecke verschwunden und der Himmel auf einen Schlag dunkelgrau. Bloß dass man nichts davon tatsächlich sehen kann. Es ist ein strahlender, ungewöhnlich kühler Frühlingsmorgen in Florida. Der Parkplatz ist voll, überall laufen Mütter und Kindermädchen mit Kindern aller Altersstufen herum. Die Osterferien stehen bevor. Ich höre Gelächter, das Kreischen einer Möwe; ich kann die salzige Luft und den Golf von Mexiko riechen. Aber innerlich zerreißt es mich. Durch meine Adern fließt kalte, schwarze Tinte.

Ich springe in meinen Geländewagen, verriegle die Türen, klammere mich ans Lenkrad und versuche, mich zu beruhigen. Ich kenne diese Panikattacken. Normalerweise handelt es sich um einzelne Zwischenfälle, so kurz und heftig wie die Sommergewitter hier unten. Während der vergangenen Tage habe ich jedoch eine nach der anderen erlebt, und ihre Intensität hat mich überrascht. Gray nennt das »Fehlalarm«. Ich halte es eher für eine Art Frühwarnsystem.

Die Attacke ist heftiger, düsterer als sonst. Ich fühle echte Angst, ich schwitze und werde kreidebleich. Ich atme

nur noch unregelmäßig, aber beim Blick in den Rück- und Seitenspiegel kann ich nichts Ungewöhnliches entdecken. Der Gegensatz macht mich ganz benommen, fast werde ich böse auf den strahlend sonnigen Tag, auf die Leute auf dem Parkplatz, die so fröhlich vor sich hinleben.

Nach einer Weile fahre ich, immer noch zittrig, einfach los und steuere das Auto vorsichtig nach Hause. Ich biege in unsere Privatstraße ein und winke dem Wachmann an der Schranke zu, komme an prunkvollen Villen mit terrakottafarbenen Dachziegeln und bunten Briefkästen vorbei. Die Häuser ducken sich unter riesigen Palmen, die Briefkästen haben die Form von Seekühen, Delphinen oder Flamingos oder sind eine Miniaturnachbildung des Haupthauses. In den gepflasterten Einfahrten stehen die neuesten Modelle der Luxusklasse.

Als ich in unsere Einfahrt biege, hebt die Frau im Nachbargarten die Hand zum freundlichen Gruß. Sie gießt gerade ihre Blumen. Ich erwidere die Geste und versuche zu lächeln, während ich auf die Fernbedienung für das Garagentor drücke. Weil ich keine Lust auf ein schwachsinniges Gespräch habe, bleibe ich im Auto sitzen, bis das Garagentor sich hinter mir geschlossen hat. Ich stelle den Motor ab und warte. Das wilde Herzklopfen lässt nach. *Ich bin in Sicherheit*, sage ich mir. *Dieses Haus ist sicher*. Das Zittern hört auf. Mein Atem geht wieder regelmäßig. Ich drücke einen Knopf am Armaturenbrett und höre das Freizeichen.

»Oma anrufen«, sage ich.

»Anruf bei Oma«, wiederholt das Autotelefon förmlich. Victory *liebt* das Geräusch und fängt immer, wenn sie es hört, unkontrolliert zu kichern an.

Nach dem ersten Klingeln antwortet eine samtige Männerstimme. »Hallo?«

»Hier ist Annie«, sage ich und merke, wie zittrig meine Stimme klingt. Er antwortet nicht gleich; auch er hat es bemerkt. Ihm entgeht nichts.

»Hallo, Annie.« Die gleichbleibend ruhige Stimme meines Schwiegervaters Drew. Ich sehe vor mir, wie er an dem schweren Eichenholzschreibtisch in seinem Arbeitszimmer sitzt, umgeben von Diplomen, militärischen Auszeichnungen und den Fotos seiner Kameraden von den Navy SEALs – seltsame, grobkörnige Aufnahmen von blutigen Männern, die viel zu glücklich aussehen, um Waffen zu tragen. »Sie sind im Pool.«

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich und hasse mich im selben Moment für die Worte, die aus meinem Mund purzeln.

»Alles bestens«, sagt Drew mit fester, ruhiger Stimme. Sein selbstsicherer, entschiedener Ton beruhigt mich, und ich schäme mich dafür, meine Schwäche gezeigt zu haben.

»Ist bei dir alles in Ordnung?«, fragt er nach einer Weile. Ich versuche, seinen verächtlichen Unterton zu überhören.

»Ja«, versichere ich viel zu schnell. Ich muss mich wiederholen, in beschwingterem Tonfall und etwas langsamer, um das erste Ja auszugleichen. »Ja. Alles prima. Du brauchst sie nicht zu stören. Ich komme gegen zwei vorbei, um Victory abzuholen.«

Ich beende das Gespräch, bevor er mir weitere Fragen stellen kann, und dann mache ich mich daran, die Lebensmittel auszuladen. Während ich die Sachen einräume, schalte ich den Fernseher in der Küche ein. Auf dem Bildschirm erscheint das Bild einer dünnen Blondine mit traurigem Gesicht. Die Bildunterschrift lautet: Frauenleiche in Zentralflorida gefunden – sechster Mordfall in fünf Jahren. Aus dem Off nuschelt sich eine Männerstimme mit schwerem floridianischem Akzent durch die Einzelheiten: keine Spuren am Fundort, Überschneidungen mit den anderen Fällen. Hastig schalte ich den Fernseher aus; solche Nachrichten sind das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann.

Ich versuche, das ungute Gefühl abzuschütteln, das mich beschlichen hat, und gehe meinem Tagwerk nach – Kaffee mit Ella, noch ein paar Besorgungen, dann Victory bei Drew und Vivian abholen. Als ich über Vivians Schwelle trete und mein kleines Mädchen sehe, gehört der dunkle Schatten fast schon der Vergangenheit an. Aber ich habe ihn noch nicht vergessen. Er verfolgt mich wie ein Geist.

»Alles in Ordnung, Liebes?«, fragt Vivian, als ich mir meine Tochter auf die Hüfte setze. (*Sie ist zu groß, um noch herumgetragen zu werden, Annie. Du verwöhnst sie*, sagt Gray.) Victory lässt sich erschöpft an mich sinken. Sie duftet nach einer Mischung aus Sonnencreme, Chlorwasser und Babyshampoo.

Ich drehe mich um und versuche zu lächeln. »Falscher Alarm«, sage ich. Alle kennen den Code.

»Bist du sicher?«, fragt Vivian. Ich bemerke, wie müde sie aussieht, unter ihren verquollenen Augen hängen dunkle Halbmonde. Ihre Miene verrät eine Mischung aus Liebe und Besorgnis, und am liebsten würde ich mich ihr an den Hals werfen und weinen. Es wäre nicht das erste Mal.

Hinter ihr kann ich den Golf von Mexiko sehen, der träge an den Strand schwappt. Die Rückseite des Hauses besteht komplett aus Glas. Der randlose Swimmingpool scheint direkt ins Meer überzugehen, eine sorgfältig konstruierte Illusion. Auf so etwas sind wir in dieser Familie spezialisiert.

»Mommy macht sich Sorgen«, flüstert Victory an meinem Hals. »Mach dir keine Sorgen.« Sie legt ihre Arme fester um mich, und ich drücke sie.

»Ich mache mir keine Sorgen, Schätzchen«, sage ich und fühle ein stechendes Schuldgefühl. »Ich bin nur müde.«

Bestimmt glaubt sie mir kein Wort. Wissen Sie, Kinder lassen sich nichts vormachen. Man sollte es gar nicht erst

versuchen, denn sonst fangen sie an, an sich selbst zu zweifeln.

»Hast du Gray angerufen?«, fragt Vivian mit gerunzelter Stirn. Sie riecht nach Zitronengras. Sie legt eine Hand auf meinen Arm und reibt ihn sanft.

Ich versuche es mit einem beiläufigen, selbstkritischen Lächeln. »War nicht nötig.«

Sie wirft mir einen skeptischen Blick zu, sagt aber nichts mehr. Sie drückt einen Kuss erst auf meine, dann auf Victorys Wange und legt ihre fülligen Arme um uns. Als wir aus der Einfahrt rollen, entdecke ich Drew, der oben am Fenster seines Arbeitszimmers steht und uns beobachtet.

Während Victory am Nachmittag ihren Mittagsschlaf hält, sitze ich auf unserem Pooldeck, genieße den Ausblick aufs Meer und fange an, mir Gedanken darüber zu machen, auf welche Art ich aus dem Leben scheiden könnte.

Als Gray spätabends nach Hause kommt, liegt Victory längst tief und fest schlafend in ihrem Bett oben im Kinderzimmer. Ich sitze auf dem Ledersofa, das ich mir nicht ausgesucht habe und das mir eigentlich nicht gefällt, und starre in das flackernde Kaminfeuer, als er zur Haustür hereinkommt. Eine Sekunde lang ist er nicht mehr als ein langer Schatten im Flur; er könnte sonst wer sein. Aber dann tritt er ins Licht und wird zu meinem müden, erschöpften Ehemann. Er weiß nicht, dass ich ihn beobachte. Als er mich entdeckt hat, lächelt er und wirkt gleich ein bisschen frischer.

»Hey«, sage ich, stehe auf und gehe ihm entgegen.

»Hey.« Seine Umarmung ist kräftig, ich lasse mich hineinsinken und klammere mich an ihm fest. Nichts an ihm ist weich, jeder einzelne Muskel in seinem durchtrainierten Körper zeichnet sich deutlich unter der Haut ab. Hier fühle ich mich sicher. Nach dem aufreibenden Tag kehrt endlich Ruhe ein.

»Möchtest du einen Drink?«, frage ich und wende mich ab. Er hält mich noch kurz fest und versucht, mir in die Augen zu sehen, dann lässt er mich los.

»Was trinkst du?«, fragt er.

»Wodka auf Eis.«

»Klingt gut.«

Ich gehe zur Bar hinüber, von der man tagsüber aufs Pooldeck schauen kann. An diesem Abend kann ich in der Fensterscheibe nur mein Spiegelbild erkennen, während ich ein kantiges Glas mit Eis und Wodka aus dem Kühlschrank fülle. Auch dieses Ausstattungsmerkmal habe ich mir nicht ausgesucht – die Bar mit eigener Spüle und einem Riesenvorrat an alkoholischen Getränken, die wir kaum anrühren. So vieles in diesem von Vivian eingerichteten Haus – ein lächerlich extravagantes Hochzeitsgeschenk meines Schwiegervaters – hat nichts mit mir und Gray zu tun. Sich für ein solches Geschenk angemessen dankbar zu zeigen ist fast unmöglich, an den zahlreichen unnötigen Extras herumzumäkeln geradezu ausgeschlossen. Manchmal habe ich das Gefühl, in einem Musterhaus zu leben. Alles ist blitzblank und perfekt und doch haarscharf daneben.

Ich gehe zu Gray zurück und reiche ihm seinen Drink; dann setzen wir uns. Ich lege meine Beine auf seinen Schoß und greife nach meinem Glas auf dem Tisch. Das Eis ist geschmolzen, der Wodka schmeckt wässrig und lau. Ich trinke ihn trotzdem, denn ich bin zu faul, mir einen neuen zu holen.

Eine der Glastüren steht offen, und ein salziger, für diese Jahreszeit ungewöhnlich kühler Luftzug bläst herein, um sofort vom Kaminfeuer aufgewärmt zu werden. Ich folge Grays Blick. Ich weiß, er ist der Ansicht, die Tür müsse geschlossen und verriegelt sein, aber er schweigt. Ich sehe die tiefe, halbmondförmige Narbe zwischen seinem rechten Auge und der Schläfe, und mir fällt auf, wie selten ich seine Narben noch beachte. Anfangs weckten sie

mein Misstrauen, sie ließen ihn hart und distanziert wirken. Damals fragte ich mich, welche Art von Gewalt so viele Spuren an einem Mann hinterlassen würde. Aber heute kenne ich die Antwort, und ich kenne sein Herz.

»Es geht wieder los«, sage ich, nachdem wir eine Minute stumm in die Flammen gestarrt haben. Ich klinge sehr dramatisch, selbst bevor ich hinzufüge: »Schlimmer als je zuvor.«

Gray reagiert kaum, aber ich sehe, wie sich seine Kiefermuskulatur unter den schwarzen Bartstoppeln anspannt. Er schaut ins Feuer, macht die Augen zu und wieder auf und seufzt. Die Situation ist ihm nicht neu.

Er legt eine Hand auf meinen Arm und blickt mir ins Gesicht. Im dämmrigen Licht kann ich die Farbe seiner Augen nicht erkennen, aber ich weiß, sie sind stahlgrau, seit dem Tag seiner Geburt. Daher auch sein Name.

»Er ist tot«, sagt Gray. »Seit langer Zeit.«

Er hat immer Geduld mit mir, egal, wie oft wir das Thema schon durchgegangen sind. Ich ziehe die Knie an und kuschle mich in seine Armbeuge.

»Woher willst du das wissen?«, frage ich. Ich habe ihm die Frage schon tausend Mal gestellt, nur um immer die gleiche Antwort zu hören.

»Weil ich ihn umgebracht habe, Annie.« Er berührt mein Kinn und dreht meinen Kopf zu sich, damit ich ihm seine unerschütterliche Überzeugung vom Gesicht ablesen kann. »Ich habe ihn sterben sehen.«

Ich fange an zu weinen, weil ich weiß, dass er das wirklich glaubt. Und weil ich es auch so gern glauben möchte.

»Willst du wieder mit den Medikamenten anfangen?«

Nein, das will ich nicht. Gray beugt sich vor, um sein Glas abzustellen. Ich rutsche dicht an ihn heran, und er umarmt mich und lässt mich weinen, bis ich mich besser fühle. Ich kann nicht sagen, wie lange es noch dauern wird. Aber Gray ist immer so geduldig.

ZWEI

Ich steige die schmale, rostige Treppe hinunter und laufe schnell durch den langen Flur, wobei ich mich an den Wänden abstütze. Die trüben Lampen flackern. Ich versuche krampfhaft, mich an meine Kabinennummer zu erinnern – 203 vielleicht? Außer dem Kapitän sind fünf weitere Männer an Bord, aber ich begegne keinem von ihnen.

Ich erreiche meine Kabine und mühe mich mit dem Schloss ab, dann stoße ich die Tür auf. In der hinteren Ecke befindet sich meine Schlafkoje, darunter das Schubfach mit all meinen Habseligkeiten. Ich knie nieder und zerre meine Tasche heraus, öffne den Reißverschluss und wühle herum, bis ich gefunden habe, wonach ich suche – meine Pistole. Eine schlanke Neun-Millimeter-Glock, mattschwarz und kalt. Ich überprüfe das Magazin und nehme ein zweites aus der Reisetasche, das ich in meine Jacke gleiten lasse. Die Glock stecke ich mir in den Hosenbund meiner Jeans. Sie blitzschnell zu ziehen und sofort zu zielen habe ich Millionen Mal geübt; selbst wenn mein Gehirn aussetzt, wird mein Arm wissen, was zu tun ist. Körpergedächtnis.

Ich wäge meine Optionen ab. Weil er problemlos durchführbar und besonders nachhaltig ist, steht der Selbstmord wieder ganz oben auf meiner Liste. Auf dem zweiten Rang, knapp dahinter, folgt die Option Angriff – im Grunde nichts weiter als ein Umweg zu Platz eins. An dritter Stelle steht verstecken und abwarten. Soll er sich

ein bisschen anstrengen. Soll er mit den Leuten kämpfen, die zu meinem Schutz an Bord sind, und mich anschließend finden. Ich werde währenddessen bewaffnet in meinem Versteck sitzen und auf ihn warten.

Das Hämmern in meiner Brust hat nachgelassen, und ich warte auf die Geräusche, die mir verraten, dass der Kampf begonnen hat. Aber ich höre nichts als das ferne Dröhnen der Schiffsmotoren. Ich habe überhaupt keine Angst. Vielleicht habe ich die Angst inzwischen so weit verinnerlicht, dass sie sich ganz natürlich anfühlt.

DREI

Mein Vater ist Tätowierer von Beruf – und ein krankhafter Lügner. Zumindest auf eines kann ich mich verlassen:

So gut wie jedes Wort aus seinem Mund ist gelogen. Er kann nicht anders.

»Wie geht es, Dad?«, frage ich.

»Super«, sagt er begeistert. »Ich bin beim Kofferpacken.«

»Warum?«, frage ich skeptisch.

»Ich gehe auf eine Mittelmeerkreuzfahrt. Morgen geht's los.«

Oder:

»Habe ich dir je von meiner Zeit als Navy SEAL erzählt?«

»Wirklich, Dad?«, spiele ich halbherzig mit. »Wann?«

»Damals, in Vietnam.«

»Wow. Erzähl mir davon.«

»Geht nicht. Schmerzliche Erinnerungen. Würde ich am liebsten alles vergessen.«

So geht es ständig. Mittlerweile stört es mich kaum noch, hauptsächlich weil er in wichtigen Angelegenheiten die Wahrheit sagt. Der Rest ist Unsinn. Es überkommt ihn wie ein Schluckauf, und schon sprudeln die Lügen aus ihm heraus, unaufhaltsam und ungefragt. Normalerweise mache ich gute Miene zum bösen Spiel, denn trotz seiner

Flunkerei hat er etwas Wahrhaftiges. Er war ein lausiger Vater, aber er liebt mich, das habe ich immer gewusst.

Wenn er ans Telefon geht, höre ich im Hintergrund Geplapper und das Summen der Tätowiernadeln. Sein Shop, Body Art, liegt in der Great Jones Street in NoHo, Manhattan. Obwohl der Laden das reinste Loch und nicht einmal fünfzig Quadratmeter groß ist, reisen die Leute aus aller Welt an, um sich von meinem Vater ein Tattoo stechen zu lassen. Rockstars, Supermodels, selbst (glaubt man den Gerüchten) rebellische Fürstensöhne aus Saudi-Arabien haben sich bei meinem Vater unter die Nadel gelegt. Jahrelang prahlte er damit, aber ich glaubte ihm natürlich kein Wort. Irgendwann schickte er mir dann sein Porträt, das in der *Village Voice* erschienen war, und ich begriff, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Erstaunlich.

»Alles in Ordnung?«, fragt er und senkt die Stimme, sobald er mich erkannt hat.

»Alles toll«, sage ich, »uns geht es sehr gut.«

Er schweigt einen kurzen Moment, und ich merke, dass er meine Lüge durchschaut hat. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ich höre ihn atmen, während er überlegt, was er sagen soll. Ich erinnere mich an die vielen bleiernen Schweigepausen während unserer früheren Telefonate – ich verzweifelt, er unwillig oder unfähig zu helfen. Schließlich sage ich: »Dad, erzähl es mir noch einmal.«

»Ach Schätzchen«, sagt er nach einem tiefen Seufzer, »komm schon. Ich dachte, du wärst drüber weg.«

Ich seufze und lausche auf Victory, die im Nebenzimmer mit ihrer Puppe spricht. »Du bist so hübsch«, sagt sie, »innen *und* außen. Und du bist so schlau und so stark.« Sie wiederholt, was sie von mir zu hören bekommt. Ich muss unwillkürlich lächeln.

»Opie, bist du noch dran?«

Mein Vater hat meinen Namen immer schon albern gefunden. Er nennt mich »O« oder »Opie«, manchmal auch »Ope«. Als ob *das* keine albern Namen wären.